Ueber eine

Schattenseite unserer Literatur,

und über

die Bestimmung der Universität,

nach

dem Statut der Universität Jena.

Zwei Prorectorats-Reden

von

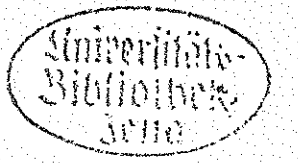
Dr. C. Fr. Bachmann,

Herzogl. S. Altenburgischem Geheimen Hofrathe und Professor der Philosophie auf der Universität Jena, Ritter des Grossherzogl. S. Weimarischen Falkenordens, Director der Grossherzogl. mineralogischen Anstalten, der Kaiserl. Russischen mineralogischen Gesellschaft in Petersburg, des historischen Instituts in Paris, der medicinischen Akademie in Madrid, der naturforschenden Gesellschaft in Philadelphia und mehrerer anderen gelehrten Gesellschaften des Auslandes Mitgliede.

Darmstadt.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

1846.



Vorwort.

Die beiden Reden, welche ich hiermit dem Publikum übergebe, sind von mir, einige kleine Zusätze und Abänderungen abgerechnet, vor einer zahlreichen Versammlung wirklich so gehalten worden, wie sie hier erscheinen. Die erste Rede vom August 1838 beleuchtet eine Schattenseite unserer Literatur, wozu sich passende Figuren wohl auf jeder Universität finden. Meinen Grundsätzen getreu, wollte ich auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, gegen eine Richtung unserer Philosophie, die ich, weil sie eine sittlich-religiöse Weltanschauung nicht zulässt und den Glauben an eine göttliche Leitung des Menschengeschlechts vernichtet, für verderblich halte, mich eben so entschieden auszusprechen, wie in meinen früheren Schriften. Die zweite im verflossenen Jahre gehaltene Rede hat zum Thema den ersten Paragraphen des Statuts der Universität Jena. Zu einer Zeit, wo unsere Universität einen bedeutenden Verlust erlitten hatte, ein anderer zu fürchten war, und die Frequenz zusehends abnahm, schien es mir dringend

nothwendig, die noch vorhandenen Kräfte mit Hinweisung auf die Bestimmung der Akademie zu einer desto grösseren Thätigkeit und einem gemeinsamen Wirken anzureizen, um die ehrenvolle Stellung im Gebiete des Wissens noch ferner zu behaupten. Wer an einer Universität eine lange Reihe von Jahren als Lehrer und Schriftsteller thätig gewesen ist, der gewinnt sie lieb, und kann den Verfall derselben nur mit Kummer betrachten. Zum Glück ist manches Gefürchtete nicht geschehen, und durch die Weisheit der höchsten Erhalter der Universität sind einige Männer von bewährtem Ruf gewonnen und Manches nach den Bedürfnissen des Zeitgeistes umgestaltet worden, und andere Erwerbungen stehen in Aussicht, so dass man der Zukunft getrost entgegen sehen kann. Indem ich diese beiden Reden nach dem Wunsche mehrerer Zuhörer in einen grösseren Kreis einführe, wollte ich zugleich meinen entfernten Gönnern und Freunden ein Lebenszeichen geben, bis ich ihnen in meinem Systeme der Metaphysik, im Gegensatze zu den Lehren unserer Zeit, an welchem ich schon lange arbeite, eine sorgsam gezogene, durch Jahre gereifte Frucht bieten kann, während sie hier nur die Blüthen weniger Wochen erhalten, wie sie sich aus reiner Natur ohne Treibhauscultur entwickelten.

Erste Rede,

gehalten

im August 1838.

Verehrungswürdige Versammlung!

Die Uebernahme der höchsten akademischen Würde, welche der Empfänger selbst in einer Rede öffentlich verkündigen und auf diese Weise sich selbst in das wichtige Amt einführen soll, mag sie Vielen als eine überflüssige Neuerung, Andern nur als eine leere Formalität erscheinen, deren Bedeutung, je öfter sie wiederholt wird, desto tiefer herabsinkt, ist von den höchsten Erhaltern der Akademie nicht nur in der besten Absicht angeordnet worden, sondern bietet auch eine Seite dar, von welcher aufgefasst, sie ein eigenthümliches Interesse gewährt. Nach dem höchsten Willen sollte den Repräsentanten der Akademie jährlich zweimal eine feierliche Veranlassung gegeben werden, an diesem Orte sich als Glieder Einer Universität, der sichtbaren Gemeinschaft des Reichs des

Geistes und der Wahrheit, zu erkennen, des himmlischen Reichs der Wahrheit, in welchem es keinen Streit der Facultäten, keine Parteisucht und Unduldsamkeit, keinen Hass und Verfolgung mehr gibt, weil hier auch die verschiedensten Systeme und Ansichten als nothwendige Durchgangspunkte in der Bahn der Einen Wissenschaft, als Formen der Einen Weltanschauung erscheinen, die sich in jeder einzelnen Wissenschaft vollkommener oder unvollkommener abspiegelt. Ein jeder Lehrer sollte desshalb in dem andern nur einen befreundeten, einen mit ihm für die höchsten Zwecke der Menschheit in einem grossen Bunde vereinigten erblicken, dessen Bestimmung es ist, die Ideen, diese Geister des Lebens und die leitenden Sterne in dem dunkeln Gewirre irdischer Verhältnisse, in sich zu einem immer klareren Bewusstsein herauszuarbeiten und dasselbe auch in Andern zu erwecken, zu unterhalten und zu beleben, weil sie die Keime aller wahren Bildung in sich tragen, ohne die nichts Grosses und Bleibendes jemals erreicht worden ist und niemals erreicht werden kann. Es scheint daher der Feier dieses Tages angemessen zu sein, wenn wir uns dieses allgemeine Bewusstsein, wodurch die Akademie zu einer moralischen Person wird, recht lebhaft vergegenwärtigen; welchem Ausdrucke ich gern die Deutung gebe, dass das gesammte wissenschaftliche Streben von dem religiösen und sittlichen Geiste durchdrungen sein müsse, als welcher allein das Wissen verklärt, dem Forscher erst die höhere Weihe ertheilt und im Gemüthe jenen Heroismus erzeugt, mit welchem die unsterblichen Helden und

Eroberer im Reiche des Lichts die Lüge und die Falschheit, die Sophistik und gleissnerische Selbstsucht, den Aberglauben und Fanatismus, unter welchen Gestalten sie sich auch zeigten, stets siegreich bekämpften, und für die erkannte Wahrheit alle irdische Güter aufzuopfern vermochten.

In einer früheren Rede habe ich an derselben Stelle, bei derselben Veranlassung über die Geistesfreiheit in der Wissenschaft geredet, wie sie sich sowohl gegen den äussern Zwang positiver Lehren, als gegen die blosse Auctorität, die Beschränktheit und Anmassung der Schulen zu behaupten sucht. Gestatten Sie mir jetzt, mit einigen Strichen die Schattenseite dieser Freiheit zu zeichnen, wie sie nicht bloss die weiten Kreise aller Wissenschaften, sondern auch das Gebiet der Kunst und alle Formen des öffentlichen und Privatlebens durchzieht. Diese dunkeln Partieen gehören aber nicht der Idee selbst, als solcher, welche an sich nur Licht und Wahrheit ist, sondern der beschränkten Persönlichkeit, in der sie sich spiegelt; sie können daher auch als ebenso viele Missdeutungen und Entstellungen derselben betrachtet werden, bis zur Carricatur der Idee.

Die Idee der Freiheit wird offenbar gemissdeutet und entstellt, wenn man sie, wie so viele unserer jüngern Zeitgenossen thun, mit der blossen Willkür und Ungebundenheit verwechselt, ohne zu bedenken, dass ohne eine gewisse Nothwendigkeit des Seins, ohne Gesetz und Beschränkung die Freiheit selbst gar nicht bestehen kann. Wir mögen die Freiheit betrachten, wo wir wollen, von ihren leisesten Regungen

an bis zu ihrer vollsten Entwickelung: überall sehen wir sie an das Gesetz und die Nothwendigkeit gebunden. Die Natur ist, obwohl in den strengen Banden der Nothwendigkeit gehalten, doch auch wieder frei, und die ganze Welt, wie aus schöpferischer Freiheit entsprungen, so als eine unendliche Erziehungsanstalt zur wahren Freiheit zu betrachten. Die schöpferische Macht, welche das Endliche in's Dasein rief, hat jedem einzelnen Wesen zwei Begleiter zu seinem Schutze gegeben: eine Kraft, von innen heraus selbstthätig zu wirken und ein Gesetz in der Thätigkeit dieser Kraft. Die selbstthätige Kraft ist seine Freiheit, das Gesetz die Nothwendigkeit seines Seins, der Gehorsam in der Freiheit. So finden wir ein Regen der Freiheit in der Wahlverwandtschaft der Grundstoffe, in den magnetischen, elektrischen und galvanischen Processen, in den Mineralien in den Arten des Vorkommens und der Krystallisation, in den Pflanzen in dem eigenthümlichen Typus der Gestalt, dem Rhythmus der Metamorphosen, in dem Bestreben, sich vom Boden loszureissen, dem Suchen des Lichts, der Feuchtigkeit, der Bewegung der Blüthen einiger Wasserpflanzen nach denen des entgegengesetzten Geschlechts und in vielen andern Bildern. Noch deutlicher tritt uns die Freiheit in der Thierwelt entgegen in der willkürlichen Bewegung, im Suchen der Nahrung, in den Aeusserungen der Lust, sowie in gefahrvollen Lagen in einer gewissen Ueberlegung; ja, das Thier lernt auch unter der Leitung des Menschen seine eigene Natur zum Theil selbst bezähmen, es verlässt seines Gleichen, schliesst sich an den Men-

schen an und unterwirft sich ihm als seiner höheren Macht. In diesem, dem Menschen, kommt die Freiheit zum Bewusstsein ihrer selbst. Der Mensch erkennt sich als Ich, als Person, mit dem Vermögen, allen unmittelbaren Reizen seiner sinnlichen Natur, auch wenn sie wie Sirenengesang klingen, zu widerstehen, bei einer Handlung zwischen mehreren Bewegungsgründen zu wählen und den einen oder andern zum Bestimmungsgrunde derselben aus eigener Machtvollkommenheit zu erheben, unabhängig von jeder äussern Einwirkung und mit dem Bewusstsein beider entgegengesetzter Richtungen seiner Thätigkeit. Aber diese Willensfreiheit ist ihm nicht angeboren, sondern sie erwächst aus der Nothwendigkeit seiner Natur, sobald durch Erziehung die Keime reinerer Menschheit in ihm entwickelt worden und er zum vollen Selbstbewusstsein gelangt ist. Es scheint also, als ob ein freier Geist in die Nothwendigkeit der Natur sich versenkt habe, und hier, anfangs in sie verloren, wie im tiefen Schlafe bewusstlos wirke, gleich einem Proteus sich in tausenderlei Gestalten verwandele, um wieder frei zu werden, dann im Thiere gleich einem Träumenden und magnetisch Bezauberten bloss in sich erwache, bis er im Menschen zum vollen Bewusstsein im Gegensatze zur Aussenwelt gelangt und damit seines höhern Ursprungs inne wird. Damit er aber in steter Erinnerung dieses höheren Ursprungs lebe, seine Freiheit nicht wieder verloren gehe, oder, das Mass überschreitend, andere Wesen wider die göttliche Weltordnung zu tief verletze, ist ihm eine höhere Macht zur Seite gestellt. Diese in-

nere Macht zur Zügelung der Freiheit ist das Gewissen. Der zum Selbstbewusstsein erwachte Mensch kann seinem eigenen innern Anblicke nicht entgehen. Die Reflexion wirft ihm sein eigenes Bild durch eine geistige Spiegelung zurück und macht ihn unwillkürlich zum Zuschauer und Beurtheiler seiner eigenen Handlungen. Einige unserer Handlungen gefallen uns ganz und unbedingt, andere nur theilweise und in einer gewissen Beziehung, und wieder Anderes missfällt uns ebenso. Wir klagen uns selbst an vor einem unsichtbaren Gerichtshofe, wohin kein menschliches Auge dringt und kein weltlicher Richter uns folgen kann; wir vertheidigen, rechtfertigen uns, beschönigen durch eine natürliche Sophistik unsere Fehltritte, und gelingt diess nicht, so richten wir uns und verdammen uns selbst. Manchmal schreiten wir rasch fort auf unserer Bahn, sobald wir auf dem rechten Wege zu sein glauben, ein anderes Mal stehen wir zweifelnd still, kehren um, oder lenken nach einer andern Seite hin, oder verlieren uns in ein Labyrinth von Entschlüssen, aus welchem einen Ausweg zu finden ohne höhere Hülfe uns unmöglich dünkt. So scheint ein höherer idealer Mensch um uns zu schweben und alle unsere Schritte zu beobachten, der bald die Rolle eines Schutzgottes, Wächters und Warners, bald, folgen wir ihm nicht, die unseres Richters und Peinigers spielt, welche tragische Entwickelung der Gemüthswelt die Griechen sinnreich in den Dichtungen von der Nemesis und den Furien veranschaulicht haben; denn göttlich muss man diese wnnderbare Erscheinung wohl nennen. Das Gewissen ist der Com-

pass in der Geisterwelt, welches unverrückt nach dem Göttlichen hinweist, wodurch man sich bei allen Schwankungen des Gemüths orientiren, bei allen Stürmen des Lebens wieder auf die rechte Spur gelangen kann. Je mehr sich aber der Mensch gewöhnt hat, dieser innern Stimme zu folgen, je schärfer und bestimmter das sittliche Bewusstsein ist, je freier wir werden von der Naturgewalt in uns und dem psychologischen Mechanismus, und die Vernunft die Oberhand gewinnt über den egoistischen Individualwillen, desto sicherer und entschiedener werden wir auch in unsern Handlungen, desto inniger verbindet sich das Sollen des göttlichen Gesetzten mit unserem Wollen, und wer diesem und der Pflicht nicht widerstehen kann, der beweist eben in dieser Unterwerfung seines Willens unter den höhern Genius seine Freiheit im höchsten Grade. Daher ist der Vernünftigste, der Sittlichste, der Religiöseste auch der Freieste. Wäre nun der Geist eines Menschen so vollkommen, dass er das Gute in jedem Augenblicke erkennen, sein Wille so rein, dass er es ergreifen und so stark, dass er es vollbringen, die widerstrebenden Kräfte bezwungen und jeden Kampf im Innern im Entstehen schlichten könnte, so wäre dieses wohl die höchste menschliche, ja eine wahrhaft göttliche Kunst, in welcher beide Welten, die der Natur und des Geistes, welche für unsern Standpunkt auseinander treten, zusammenfalen und sich ausgleichen würden.

Betrachten wir dagegen das Trugbild der Freiheit, wie es, als Engel des Lichts verkleidet, die Welt durchzieht, und nach Umständen und Verhältnissen

die Maske wechselnd, in seiner schlüpfrig-glänzenden Gestalt Tausende bethört. Dieses Phantom strebt bloss nach Willkür und Ungebundenheit, ihm ist jeder äussere Zwang, jedes Gesetz und jede Ordnung verhasst, die als eines Freien unwürdige Fessel abgeworfen werden müsse. Durch die erste grosse französische Revolution ist das umwälzerische Princip, welches so viele Völker ergriff, auch nach Deutschland gedrungen, und hat sich nicht bloss des Staatslebens, sondern auch der ganzen Wissenschaft, der Kunst und aller geselligen Verbindungen bemächtigt. Ich gehöre nicht zu den mürrischen Lobrednern des Alten, welche in jeder freieren Bewegung und jeden kühneren Aufschwunge der Geister gleich demagogische und revolutionäre Umtriebe erblicken, ich ehre das Streben der Völker nach vollkommneren, zeitgemässeren Verfassungen, nach reineren Rechtsverhältnissen, und ich halte dieses Streben für einen der wenigen Licht- und Glanzpunkte in der Bildung unserer Zeit; ich glaube an eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts, auch da, wo der Erzieher seinen Zögling durch labyrinthische Gänge und Abwege zu führen, in Zeiten der Noth und Gefahr sich selbst zu überlassen scheint, und wo ich die Mittel, deren er sich bedient, nicht begreife; ich habe mich gewöhnt, von diesem Standpunkte aus die Welt zu betrachten; aber läugnen lässt sich doch auch nicht, dass viele unserer Zeitgenossen einem blossen Schattenbilde der Freiheit nachjagen und in Verfolgung desselben ihre Kräfte aufzehren und ihre Bestimmung verfehlen. Die revolutionäre Tendenz unserer Zeit

hat nichts unangetastet gelassen. Ehemals wurde das Alte schon um seiner selbst willen geachtet. Wie an der Sprache und den Sitten, so hielt man an der Verfassung, den Gesetzen und Rechten der Vorfahren fest, der Glaube der Väter war den Enkeln heilig, weil man die Ueberzeugung hatte, dasjenige, was jene entweder selbst durch Weisheit gegründet, oder Jahrhunderte lang erhalten, ertragen, wobei sie sich, wenn nicht durchaus glücklich, doch wenigstens leidlich wohl befunden, was sie geschützt, mit ihrem Leben vertheidiget, könne wenigstens nicht durchaus schlecht und verwerflich sein, die nöthigsten Verbesserungen und Reformen müssen behutsam und nur nach der reiflichsten Ueberlegung eintreten, nicht aber dürfe man mit dem Mangelhaften auch das Gute abschaffen und die ganze Institution wie ein abgenutztes Möbel bei Seite setzen. In unserer Zeit ist diess Alles ganz anders. Jetzt gilt der jüngern Generation Alles für alt, was sie nicht selbst gegründet hat, Jeder, auch der Jüngste, findet eine Ehre darin, das Alte anzugreifen, herabzusetzen, zu zerstören. Jetzt will Jeder Gesetzgeber sein, und herrschen, wer noch gar nicht gelernt hat zu gehorchen und sich selbst zu beherrschen. Bei den revolutionären Bewegungen, welche Deutschland eine Reihe von Jahren beunruhigten, waren die Jüngsten die gewaltigsten Helden des Tages; sie wollten grossmüthig uns durch eine zeitgemässe Verfassung beglücken. Als sie im Politischen nicht durchdringen konnten, warfen sie sich in die Literatur. Hier war namentlich in der Philosophie das Revolutioniren schon längst in Gang gebracht und

Mode geworden. Kant hatte sein grosses Unternehmen zur Begründung der Metaphysik nicht eine Reformation, sondern eine Revolution genannt. Durch seinen Namen wurde das Revolutioniren gewissermassen geheiligt; indem er selbst die grössten Auctoritäten in der Wissenschaft stürzte, gab er damit ein böses Beispiel, welches nur zu bald befolgt wurde, ohne Ahndung, wohin diess Alles führen würde. So musste er es denn gar bald erleben, dass der Enthusiasmus eines seiner begeistertsten Jünger schon nach einigen Jahren verflog, indem dieser entdeckt zu haben glaubte, dass es dem stolzen, für die Ewigkeit errichteten Baue an Einheit, ja sogar an einem Fundamente fehle, und dass erst mit der Legung dieses Grundsteins die Revolution vollendet sei; es erleben, dass ein anderer, weit kühnerer Geist, sein ganzes bisheriges Verfahren verwarf und ein eigenthümliches Gebäude errichtete, in welchem er den idealen Focus, welchem Kant die Realität absprach, zum Mittelpunkte der ganzen Construction und dem Träger der gesammten Erscheinungswelt erhob und ihn selbst, den greisen Meister, als er sich darüber missbilligend äusserte, nicht eben aufs Zarteste an seine Altersschwäche erinnerte. Von jetzt an drängten sich die Revolutionen mit den Systemen, eins erhob sich auf den Trümmern des andern, es wurden Kriegsmanifeste erlassen, Schlachten geliefert, in Bulletins die Vernichtung des Feindes verkündigt, und gleich den Sultanen hielt sich kein Beherrscher in seinem Reiche eher für sicher, als bis er seine Brüder und Verwandte hatte erdrosseln lassen. Dabei

wurden die Ansprüche immer grösser, die Sprache dunkler und abstruser, die Probleme verwickelter, die Resultate zweideutiger und in den Augen des Publikums die höchste Wissenschaft, welche mit ihrem Lichte die übrigen bestrahlen sollte, precärer, als je. Dieses revolutionäre Princip verbreitete sich von der Philosophie aus in die übrigen Wissenschaften: am wenigsten wurde die Mathematik davon getroffen. Die Neuerungssucht, eines der hervorspringendsten Merkmale unserer Zeit, ist nur eine andere Form dieses revolutionären Princips. Das Neue wirkt gegenwärtig mit grösserer Kraft auf die Geister, als das Wahre. Die Wissenschaft wird in den Wechsel der Moden hineingezogen. Wie die Fabriken soll sie jede Messe neue Artikel bringen, und je barocker die Desseins sind, je greller die Farben und je billiger der Marktpreis, desto mehr gefallen sie, desto schneller gehen sie ab; und findet sich der Käufer auch betrogen, hat er statt einer soliden Waare nur Plunder erhalten: er tröstet sich mit der nächsten Messe, und hofft da glücklicher zu sein. Desshalb haben mehrere grosse Fabrikherren eine Anzahl meist junger und armer Schriftsteller in Sold genommen, welche ihnen gegen ein nothdürftiges Honorar, das sie eben nur vor dem Hungertode schützt, den Bedarf jeder Messe pünktlich liefern müssen. So ist die Wissenschaft feil geworden. Eine Folge davon ist, dass Jeder eilt, seiner Hände Arbeit so schnell wie möglich umzusetzen, aus Furcht, es möchte ihm ein Anderer zuvorkommen. Die Horazische goldene Regel, die treufleissige Forschung, welche an einem

Werke Jahre lang mit Liebe arbeitet, um ihm die grösste Vollkommenheit zu geben und etwas Bleibendes zu begründen, wird als Pedanterie verlacht, die kleinste Entdeckung, jeder Schatten eines Gedankens, jeder witzige Einfall, Alles muss heraus, und man kann die Zeit nicht erwarten, bis man ihn gedruckt vor sich sieht. Daher die zahllosen tauben Blüthen, die unreifen, ungeniessbaren Früchte, die Missgeburten und todtgebornen Kinder des Geistes. Und damit das Werk gekrönt werde und den Meister preise, gesellt sich hierzu noch die Anmassung. Je jünger, desto anmassender, so wie die Kornähre, je weniger Körner sie hat, den Kopf desto höher trägt. Ehemals galt die Auctorität in der Wissenschaft viel, selbst ausgezeichnete Köpfe hielten es nicht unter ihrer Würde, an grosse Männer sich anzuschliessen, man wagte ihnen kaum zu widersprechen, und wo es sein musste, da that man es bescheiden und mit verehrender Anerkennung ihrer Verdienste. Gewiss ging man darin oft zu weit, nicht selten bis zur sclavischen Unterwerfung unter die Auctorität und gerade am auffallendsten in der Philosophie, welche, auf der Geistesfreiheit beruhend, am entferntesten sein sollte, Menschensatzungen zu heiligen; allein es war doch auch wieder ein schöner Zug des menschlichen Gemüths, diese vertrauende, fast religiöse Unterwerfung unter die höhere Intelligenz und erinnert an jene Pietät, mit welcher das gebildetste Volk der Erde, die Griechen, ihre unsterblichen Genien als reichbegabte Lieblinge der Götter ehrten. Und diess ist zugleich der mächtigste Sporn für Jüngere. Wäre es nicht

thöricht von uns, das Leben der Wissenschaft zu weihen, das Glück in stiller Forschung zu finden, wenn man voraussähe, man werde nirgends und von Niemand anerkannt, und auch bei dem reinsten Streben erwarte uns nichts als Verunglimpfung, Schimpf und Schande? Diess muss aber kommen, wenn durch fanatische Bilderstürmerei, wie sie jetzt einreisst, die Monumente der Auctorität ganz umgestürzt und die Votivtafeln der Pietät ganz herabgerissen und beschmutzt werden sollen. Jetzt hält sich der jüngste Gelehrte, sowie er das Geringste geleistet, auch schon zum Mitsprechen berechtigt, er entblödet sich nicht, die grössten Meister seines Fachs anzugreifen, zu verhöhnen und von ihren greisen Häuptern mit frecher Hand den Lorbeer zu reissen. Und dabei verlangt er noch die Erhebung zu ihnen, die Gleichstellung mit ihnen nicht als eine Gunst, sondern als den schuldigen Tribut seiner eingebildeten Verdienste. Aber nicht bloss gegen einzelne Personen sind die Angriffe der Jüngeren gerichtet, sondern alles Bestehende, Gesetze, Verfassungen, jeder Schritt der Regierung ist ihrem Tadel blossgestellt. Es ist vorgekommen, dass ein junger akademischer Lehrer seinen Zuhörern als Thema zu Privatarbeiten eine Kritik der bestehenden Landesverfassung, nebst Vorschlägen zu ihrer Verbesserung aufgegeben hat. Abgesehen nun von dem Unschicklichen, den Studirenden ein Problem vorzulegen, dem ihre Geisteskraft noch gar nicht gewachsen ist, muss es sie nicht hochmüthig machen, wenn ihr eigener Lehrer sie zu Richtern über die vaterländische Verfassung beruft? mit welchen Ge-

danken sollen sie dereinst in's öffentliche Leben treten, ein Amt übernehmen, welche Achtung sollen sie gegen diese Verfassung selbst, auf die sie verpflichtet werden sollen, welche Achtung gegen die Männer, welche sie verfasst, welche Verehrung gegen eine Regierung haben, die sie durch ihre Auctorität sanctionirt hat? Und die Regierung selbst, welche Gesinnungen, welche Berufstreue darf sie sich von denen versprechen, mit welchem Vertrauen darf sie denen ein Amt übertragen, welche schon auf der Universität gelernt haben, sich über die Verfassung zu stellen?

Es hat aber die Selbstsucht, als das bewegende Princip unserer Zeit, noch eine andere Seite, welche wohl geeignet wäre, Jeden, welchem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, wegen der Zukunft mit gerechter Besorgniss zu erfüllen. Mit der wachsenden Selbstsucht muss nämlich das Bewusstsein des Göttlichen und der ganzen Ideenwelt verdunkelt werden. Nach dem Willen der Vorsehung sollten die Ideen das menschliche Bewusstsein nicht sclavisch beherrschen, sie wollte keine geistigen Automaten und Marionetten, sondern freie Geister, die das göttliche Gesetz, das sie in sich vernehmen, frei ergreifen und ebenso frei sich von ihm abwenden können, desshalb sollte ihr Weg durch Prüfungen und Versuchungen gehen, bis zur innern Verfinsterung des Gemüths und der grauenvollen Verwirrung der Leidenschaften, worin die Saat des Bösen keimt, ja bis zur Möglichkeit eines gänzlichen Zerfallens in sich, mit der Welt und der sittlichen Weltordnung, damit auch ihre Tu-

gend einen Werth habe, und sie des Glaubens und des gottseligen Lebens fähig würden. Die Selbstsucht verläugnet diese Stimme des Göttlichen in sich, sie bietet alle sophistische Künste und Blendwerke einer Betrugsdialektik auf, um sie zu betäuben, damit sie ihre unsittlichen Zwecke nur desto ungestörter verfolgen kann. Daher der Mangel an Religiosität, welcher sich in unserer Literatur, in der Kunst und in den Formen der Gesellschaft so vielfältig offenbart. Und dessen hat unsere Zeit gar kein Hehl. Die philosophische Schule, welche sich, selbst die gegenwärtige, die Philosophie unserer Zeit nennt, ein Ruhm, um den sie Niemand beneiden wird, gesteht es ganz unumwunden, dass der Philosophie der Religion in allen ihren Gestalten nur eine untergeordnete Stelle in den Propyläen des Tempels der Weisheit gebühre, der echte Philosoph aber ihr und allen ihren Göttern den Rücken kehrt, um in das Allerheiligste zu dringen, wo der Begriff in seiner Wahrheit, die logische Idee auf ihrem abstracten Throne prangt, die sich als der wahre processualische Gott offenbaren muss, um durch die Natur und den endlichen Geist zuletzt in der Philosophie zurückzukehren und zum vollkommenen Bewusstsein ihrer selbst, als die sich wissende Idee zu gelangen. Doch darüber habe ich anderswo mich ausgesprochen und werde mich ferner darüber aussprechen müssen. In dieser Schule hat der junge scharfsinnige Theolog sich gebildet, der, wie einst Herostrat in der Anzündung des Tempels der Diana, so als Brandstifter in der christlichen Welt seinen Ruhm darin sucht, das Positive des Christenthums

mit der Wurzel auszurotten. Die Rationalisten unserer Zeit lassen doch in Jesu, nachdem sie ihm das Göttliche genommen, wenigstens noch das Menschliche bestehen. Sie halten ihn als den Urheber einer vernünftigen Gotteslehre, für einen Wohlthäter des Menschengeschlechts, der auf unsere Dankbarkeit und Verehrung Anspruch habe und durch sein untadelhaftes Leben unser Vorbild bleibe. Jenem Theologen dagegen, dessen Talent einer bessern Sache werth war, ist sogar die Person Jesu zuwider, er möchte die Welt überreden, dass das ganze Leben Jesu nur ein verworrenes, in allen Punkten sich widersprechendes Gewebe von Mythen und Jesus selbst nichts als der mythische Träger einer Idee sei, dessen man, nachdem die Idee einmal in's Leben getreten sei, nicht länger bedürfe. Fortan gehören die Evangelien zu den Fabeln und Mährchenbüchern, welche man höchstens den Kindern zur spielenden Unterhaltung gibt, die aber der Erwachsene mit den Kinderspielen als seiner unwürdig ablegt und sich würdigeren Gegenständen zuwendet.

An diese nämliche Schule, sowie an Spinoza, vermuthlich in der Erinnerung ehemaliger Glaubensgenossenschaft, sowie gesättigt von den Brocken derjenigen frivolen Lehren der Franzosen, welche bei diesen längst aus der Mode gekommen sind, schliesst sich auch derjenige Bund jnnger Schriftsteller an, welche sich selbst, im Hochgefühle ihres Werths, das junge Deutschland nennen und an unsittlichen Tendenzen und frecher Verspottung des Christenthums und der Religion einander zu überbieten suchen. Es wäre traurig,

wenn Deutschland keine andere Jugend hätte als diese, und auf diese wurmstichige Blüthe seine Hoffnung setzen müsste. Es hat jedoch über diese Anmassung, in der Religion das Wort zu nehmen, schon einer meiner verehrten Herren Collegen bei einer andern Veranlassung und an einem andern Orte in einem geistreichen Votum gerichtet, weshalb ich diess nur andeute.

Die nachtheiligste Folge aber des Zurücktretens des religiösen und sittlichen Bewusstseins durch die wachsende Selbstsucht ist die innere Haltungslosigkeit des wissenschaftlichen Strebens. Aus dieser Quelle kommt der Leichtsinn, die Gewissenlosigkeit, der Mangel an Tiefe des Gefühls, an Ernst und Strenge, an Tüchtigkeit der Gesinnung in so vielen unserer jüngeren Gelehrten. Es fehlt ihnen weder an Talent noch Kenntnissen, wohl aber an Reinheit und Kraft des Strebens und jenem höheren Geiste, der nur aus der Hinwendung zu dem Höchsten seine Nahrung zieht. Die Idee hat sie nur an der Aussenseite getroffen, nicht das Innere erwärmt und das ganze Gemüth durchglüht. Daher mangelt ihnen die Schwungkraft des Geistes, des Enthusiasmus, die reine, innige Liebe zur Wissenschaft, welche diese um ihrer selbst willen wählt, und in der stillen, fleissigen Forschung ihr Glück findet! Allerdings möchten sie für die Wissenschaft etwas leisten, sich gern einen Namen machen, nur soll es nicht viel kosten, sie wollen sich nichts versagen, nichts entbehren, kein Opfer bringen, die blinde Glücksgöttin soll ihnen mit dem Füllhorn und Steuerruder auf halbem Wege entgegenkommen. Sie

nehmen oft einen kräftigen Anlauf, aber sie ermatten bald; die Zeugungskraft lässt nach, sie altern vor der Zeit. In allen Zweigen der Literatur macht man die Bemerkung, dass gewöhnlich die ersten Producte junger, selbst eminenter Köpfe auch die besten sind, dass sie bald still stehen, sich gehen lassen, nachlässig werden und ihre späteren Leistungen den früheren Hoffnungen nicht entsprechen. Gewöhnlich erscheinen hierbei zwei hässliche Auswüchse des Geistes: das Haschen nach dem Beifalle der Welt und zugleich eine Verachtung der Welt. Das Erste verräth sich in dem Streben nach dem bloss augenblicklich Blendenden, Effecterregenden, Pikanten, Frivolen, Unzüchtigen, bis zu dem Verzerrten, dem unnatürlich Gräulichen, wie es sich am auffallendsten in der Belletristik zeigt; die Verachtung der Welt in der Ueberzeugung, dass man ihr solches und das Schlechteste bieten darf, ohne einen Vorwurf befürchten zu müssen, weil sie des Besseren nicht werth ist, oder es nicht verlangt. Jeder, der in eine Gesellschaft tritt, welche er achtet, sucht sich ihr von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, die natürlichsten Fehler möglichst zu verbergen, er nimmt sich zusammen, um nicht als roh, ungesittet und unhöflich zu erscheinen. Die jungen Schriftsteller unserer Literatur dagegen tragen die innere Rohheit des Gemüths, die Gemeinheit der Gesinnung offen zur Schau; sie halten es nicht der Mühe werth, nur durch das durchsichtigste Gewand ihre geistige Schaam zu decken.

Endlich ist noch ein charakteristischer Zug unserer Zeit, welcher aus der Verdunkelung der Ideen

entspringt, die offenbare Hinneigung zu den bloss materiellen Interessen, dem Nützlichen, den äussern Zwecken des Staats, Belebung des Handels und Verkehrs, Wachsthum der Fabriken und Gewerke, kürzeste Verbindungslinien durch Eisenbahnen und Dampfwagen zur schnellsten Herbeischaffung aller Bedürfnisse: diese Interessen beschäftigen jetzt alle Köpfe, diess gilt für den höchsten Zweck des Staats, dem alle Künste und Wissenschaften dienen müssen. Desshalb wollen Viele die beiden Hauptmittel der wahren Bildung, das Studium der alten Classiker und der Philosophie, möglichst zurückdrängen, ja es ist sogar die Frage aufgeworfen worden, ob man nicht die alten Sprachen von den Gymnasien ganz ausschliessen, oder wenigstens auf ein Minimum beschränken, die dadurch gewonnene Zeit aber auf die neueren Sprachen und die Naturwissenschaften verwenden und so die Gymnasien in umfassendere Realschulen verwandeln wolle; ohne zu bedenken, dass ja die Vorzüge der Alten, wodurch sie eine in der Geschichte der Menschheit einzige Erscheinung geworden sind, nicht in der Masse von Erkenntnissen bestehen, sondern in der heitern, poetisch-religiösen Weltanschauung, in der harmonischen Ausbildung des ganzen Menschen, wo die Wahrheit mit der Schönheit und Sittlichkeit im Bunde erscheint, in der Reinheit des Strebens und der Gesinnung und in jener Charakterstärke und dem unerschütterlichen, resignirenden Gleichmuthe, welcher dem unabänderlichen Gange des rücksichtslosen Schicksals ohne Grauen entgegen sah, und endlich in der vollendeten, unübertrefflichen Darstellung, Tugenden,

für welche jene Surrogate der Bildung keinen Ersatz gewähren können. Selbst die Universitäten sollen, nach jener Ansicht, aus freien Körperschaften in förmliche Staatsanstalten verwandelt werden zur nothdürftigen Abrichtung der Studirenden für einen beschränkten Geschäftskreis, für die nächsten Bedürfnisse und äussern Zwecke des Staates; ein Gedanke, welcher das rein wissenschaftliche Leben untergraben und in Kurzem völlig zerstören würde. Diess wäre ein beklagenswerther Rückschritt gegen das von uns als roh und barbarisch verschrieene Mittelalter.

Doch ich breche hier ab, um nicht durch Ueberschreitung der Grenzen einer Rede unbescheiden zu werden. Sie glauben es mir wohl ohne ausdrückliche Versicherung, dass ich durch Hervorhebung der Schattenseite unserer Bildung die Licht- und Glanzpunkte, deren sie auch einige hat, nicht habe verwischen, den jüngeren Gelehrten nicht jedes Verdienst rauben, nicht über alle ihre Leistungen den Stab brechen wollen. Es gibt noch überall junge Männer von Geist und Talent, und ich kenne deren mehrere, welche ihrer Wissenschaft mit treuer Liebe anhängen, durch angestrengte Thätigkeit aus einer gedrückten Lage sich herauszuarbeiten, die Ungunst der Verhältnisse zu überwinden wissen, und deren Leistungen zu nicht geringen Hoffnungen berechtigen. Möchten meine Worte etwas dazu beitragen, sie in ihrem Streben zu befestigen und zu fortgesetzter Thätigkeit zu ermuntern. Unsere Akademie hat seit einigen Jahren grosse Verluste erlitten, die wir noch schwer empfinden, ihre Frequenz hat abgenommen, sie hat

Feinde in der Nähe und Ferne, die jeden ihrer Schritte belauern, um sie dann hinterlistig und feig mit geschlossenem Visir, nicht in offenem Kampfe, wie es Männern geziemt, anzufallen und zu verunglimpfen. Die schönste Rache an diesem Feinde ist die, dass wir durch noch grössere Anstrengung zur Erforschung und Verbreitung der Wahrheit, durch treue, gewissenhafte Berufserfüllung, durch inniges Anschliessen an einander zu einem grossen, unerschütterlichen Bunde für die höchsten Zwecke der Menschheit sie zu beschämen suchen. Dann braucht Keiner von uns, wenn die Ideen, diese himmlischen Geister der Wissenschaft, plötzlich in Person erschienen und uns fragten: Wer seid Ihr und was wollt Ihr? zu erröthen. Es gibt einen sehr zweideutigen, verdächtigen Ruhm, der, wie die Fama der Alten, bald mit schwarzen, bald mit weissen Schwingen umherfliegt, auf das Geflüster und Zischen des Pöbels lauscht, Lügen wie Wahrheiten verkündiget, den Unwürdigen wie den Würdigen begünstigend. Möge dieser Ruhm uns nicht verführen, auch wenn seine Stimme noch so schmeichlerisch wohllautend klingt, sondern streben wir nur nach jenem Ruhme, der die Helden im Reiche der Ideen erwartet, die das Grosse nur aus Begeisterung für das Gute und aus göttlicher Gesinnung vollbringen. Nur dieser Ruhm flicht seinen Lieblingen unverwelkliche Kränze. Und die Stimme dieses Ruhms dringt auch zu Ihnen, theure Jünglinge, die Sie zu uns gekommen sind, um sich unserer Leitung anzuvertrauen und durch uns in die höhere Wissenschaft eingeführt zu werden. Der Ruhm unserer Akademie

ist auch der Ihrige. Auch Ihren Ruf hat man angetastet und Sie der Ungebundenheit des Betragens, der Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung, gegen Ihre Obrigkeiten und Regierungen angeklagt. Zeigen Sie durch die Reinheit Ihres Lebens, durch Ihre treue Liebe zur Wissenschaft, Ihren Sinn für Recht, Gesetz und Ordnung, die Grundlosigkeit dieses Gerüchts, und dass wenigstens Sie diesen Vorwurf nicht verdienen. In diesem Vertrauen zu Ihnen habe auch ich heute mein Amt angetreten; ich wünsche, dass auch Sie mir volles Vertrauen schenken, und dass nichts vorkommen möge, was meine Hoffnung täuschen könnte. Und so leben Sie wohl.

Zweite Rede,

gehalten

den 26. August 1845.

Magnifice Academiae Ex-Prorector,

Verehrungswürdige Versammlung!

Hätte ich bloss meiner persönlichen Neigung folgen dürfen, so stände ich jetzt nicht an dieser Stelle, sondern der würdigere, hochverehrte Senior unserer Facultät und der ganzen Akademie, und Sie würden in der Sprache der Römer von einem der grössten Meister derselben ein Kunstwerk in vollendeter plastischer Darstellung erhalten. Erscheine ich aber dennoch in dieser ehrwürdigen Versammlung, so geschieht es nur nach dem Wunsche meines verehrten Herrn Collegen selbst, in Folge eines Tausches, welchem der älteste Senat seine Genehmigung ertheilt hat. Nach dem höchsten Befehle der Durchlauchtigsten Erhalter geschieht der Antritt des Prorectors jedesmal öffentlich und mit gewissen Feierlichkeiten. So auch